



Hinter den Palmen beginnt das weiße Nichts des Chott el Djerid, der trockensten Region Tunesiens. Doch unter dem schattigen Palmendach wähne ich mich im Paradies.

Tunesien  
18. Juni 2009

In den frühen Morgenstunden herrscht in der sonst so verschlafenen Wüstenstadt Douz bereits geschäftiges Treiben. Ich bahne mir den Weg zwischen den gerade öffnenden Marktständen hindurch zum Viehmarkt. Ich gehe vorbei an kunstvoll aufgetürmten Pyramiden aus grünen Wassermelonen, roten Tomaten, saftigen Pfirsichen und süßen Datteln. Der betörende Geruch zahlreicher Gewürze lässt den Duft des Orients in meine Nase steigen. Ich schwenke ein in eine kleine, sandige Gasse und hinter der nächsten Biegung liegt er dann plötzlich vor mir, der Viehmarkt. Unter hohen Palmenkronen bricht sich das Morgenlicht im aufgewirbelten Staub. Ich sehe Menschen feilschen, reden, gestikulieren. Schafe blöken, Ziegen meckern. Maultiere und Dromedare verharren in stoischer Ruhe, während ver-

ängstigste Zicklein sich zitternd zusammenkauern, Schutz suchend in ihrem gemeinsamen Schicksal. Um einen alten Pappkarton herum steht eine Horde kleiner Kinder und schaut gebannt auf zwei verängstigt wirkende Meerschweinchen, die ihrerseits erstaunt hochblicken, während die Väter und Großväter der Kinder damit beschäftigt sind, um Ziegen und Schafe zu feilschen. Der Handel blüht. Ich sehe viele zufriedene Gesichter. Berauscht von der ganzen Szenerie, bin ich versucht, ein weißes, stolzes Kamel zu kaufen, doch zu meinem Glück wird es mir vor der Nase weggeschnappt. Während alte Wüstennomaden direkt einem Buch von Pierre Loti entsprungen zu sein scheinen, der auf seinen Wüstenreisen Ende des 19. Jahrhunderts noch sehr viel mehr Einblicke erhielt in die alten, über die Jahrhunderte gewachsenen Traditionen der Berber, Araber und Beduinen, so sind die Jugendlichen und jungen Männer zumindest äußerlich schon viel mehr in der Gegenwart angekommen. Sie tragen Sonnenbrillen, Cappys, T-Shirts, Jeans, Handys und haben frisch frisierte Haare. Ich schlendere hinüber zu den Obst- und Gemüseständen und kaufe zwei Melonen, ein paar Pfirsiche und eine Flasche Wasser, ziehe mich dann

Auf dem Viehmarkt von Douz trifft man die Bewohner der Wüste, die hierher kommen, um Ziegen, Schafe und Kamele zu kaufen oder zu verkaufen. Gesichter wie aus längst vergangenen Zeiten.

in mein Hotelzimmer zurück, von dem aus ich das bunte Treiben auf dem Markt beobachte.

Nachmittags fahre ich in die Wüste. Weit in der Ferne begrenzt der Djebel Tebaga meinen Blick auf die ausgedehnte Ebene. Auf Sandverwehungen wachsen struppige, distelartige Büsche. Ich finde eine felsige Geländeerhebung und breite dort eine kleinere Leinwand aus. Mit Erdpigmenten, dem feinen Sand und Binder beginne ich, die erste Schicht aufzubringen. Ich trage zum ersten Male hier in Tunesien kurze, knielange Hosen, ein weißes Hemd, das mich schon durch Libyen begleitete und einen hier in der Gegend üblichen sandfarbenen Chech. Während ich Schicht um Schicht auftrage, kommt Wind auf. Wolken ziehen in großer Höhe vorüber. Ein seltenes Bild am ansonsten makellos blauen Wüstenhimmel. Der Horizont verschwindet langsam hinter diesigen Schleiern. Ob sich ein Sandsturm ankündigt? Während ich weitermale, zerfällt mein Pinsel. Zu viel für ihn. Der ganze Sand, das Salz, die Hitze. Ich muss seine Haare zurücklassen. Ich setze mich auf einen Felsblock mit einer Flasche Wasser. Langsam trocknet das Bild. Ich betrachte die Strukturen, die Farben und gemalten Formen, blicke zum Horizont, zur Bergkette und hinauf zum Himmel. Ein friedlicher Ort zum Nachdenken. Viele meiner Gedanken ziehen den Wolken nach, andere fallen aufs Bild. Die Schatten werden länger, die ersten Skarabäen tauchen auf. Es beginnt die Zeit der Schlangen und Skorpione. Das Leben kehrt zurück in die Wüste. Ein fetter Skarabäus krabbelt vorüber, als ich ihn von Nahem fotografiere, zeigt er mir bedrohlich sein Hinterteil. Ich lasse ihn in Frieden und jage lieber einer großen Ameise nach, die wiederum Zuflucht in einer Felsspalte sucht. So rolle ich schließlich die Leinwand auf, stecke sie in den großen, schwarzen

Köcher, packe Farben und Pinsel in den Rucksack und begeben mich auf den Rückweg. Als ich Douz erreiche, ist die Dämmerung bereits der blauen Stunde gewichen, und die Wüstenstadt ist zurück gesunken in ihren staubig trockenen Wüstenschlaf und träumt von Tausendund einer Nacht.

Mein nächstes Ziel heißt Nefta, eine Oasenstadt nahe der algerischen Grenze. Früher eine wichtige Karawanenstation vor dem langen und mühsamen Weg durch die Sahara. Ich überquere in den frühen Morgenstunden die große Salzwüste des Chott el Djerid. Am frühen Nachmittag erreiche ich die Oase, die berühmt ist für ihre Gärten. Unter den Palmendächern von über 400000 Dattelpalmen wird in altbewährter Drei-Etagen-Wirtschaft Obst und Gemüse angebaut. Pfirsichbäume, Bananenstauden, Granatapfelbäume und andere Früchte bilden die zweite Etage unter den Datteltrauben in luftiger Höhe. Auf unterster Etage wird Gemüse angebaut, Salate und Futterpflanzen für die Tiere. Ich begeben mich zunächst auf eine Anhöhe, von wo ich über die Dächer der Palmenwälder auf die sich bis zum Hori-



Unter dem Dattelpalmendach werden Bananen und Granatapfelbäume angepflanzt und am Boden ernten die Bewohner Gemüse und Kräuter.



20

# KUNST IST ABENTEUER



zont ausstreckende, blendend weiße Salzebene des Chotts blicken kann. Ein beeindruckendes Bild in blau, weiß und grün. Nach einer Teepause gehe hinunter in das Labyrinth der verschlungenen Pfade der Oasengärten. Früher gab es in Nefta eine Vielzahl von Quellen, welche die Oase mit Wasser im Überfluss versorgten. Heute sind die Quellen versiegt und der Grundwasserspiegel ist gesunken durch zu hohe Entnahmekoten, nicht zuletzt durch die modernen Hotelanlagen am oberen Rand der Oase, von dem man den schönsten Blick auf die Landschaft hat. Durch den nachlassenden Besucherstrom fällt Nefta jedoch langsam wieder zurück in eine Art Dornröschenschlaf. Die Touristen bleiben aus, Hotels werden wieder geschlossen. Man könnte sagen, Pech für die Bewohner, doch ich denke, es ist im Gegenteil vielleicht sogar ihre Rettung, denn so kann das Wasser wieder für die Anpflanzungen der Oasengärten genutzt werden, welche seit Jahrhunderten den Lebensunterhalt der Bewohner sichern und der Ausbreitung der Wüste trotzen.

Durch diese Gärten zu schlendern, unter dem vor der heißen Sonne schützenden Dach der hohen Palmen, gleicht einem Spaziergang

durchs Paradies. Vögel singen, Palmenwedel rauschen über mir. Exotische Laute und klare Luft. Betörende Düfte, leuchtende Blüten und ab und an ein Eselkarren, der vorüberholpert. Es herrscht eine beschauliche Ruhe umher, aber anders als die Stille der Wüste ist diese Ruhe gleichzusetzen mit einem Idyll, das nicht nur dem Geist, sondern auch dem Körper gut tut. Allein die Lichtreflexe im Palmendach, von Sonnenstrahlen erfasste und vom seichten Wind bewegte Blätter der Obstbäume, üppiges Grün wohin ich schaue. In unzähligen Schattierungen begegnet meinen Blicken kräftiges, sattes, zartes, dunkles, leuchtendes, glattes und gestreiftes Grün. Die Farbe des Lebens mitten in der Wüste, wohltuend für die Augen und Balsam für die Seele. Durchatmen, entspannen, genießen im schattigen Palmenwald. Plötzlich kommen mir die Wälder und Gärten aus der Heimat in den Sinn: Das lebendige Grün des Sommers, der Duft der Rosen, das saftige Gras der Wiesen und das, was es hier so gut wie niemals gibt, der prickelnde Genuss von plätschernden Sommerregentropfen auf der Haut.

Wenn ich aus der heißen, schattenlosen Wüste komme, ist der Anblick einer Oase wie ein prickelnder, warmer Sommerregen auf der Haut.

**EL FAOUAR**  
2009  
35 x 50 cm



Bei der Begegnung mit den berittenen Arabern mitten im Sandsturm fühle ich mich wie die Romanfigur Karl Mays: Kara Ben Nems.

Tunesien  
21. Juni 2009

Sahara, du unberechenbare Schöne. Gestern strahlte der Himmel azurblau, kaum von einem Wölkchen getrübt. Heute wurde die Wüste in milchiges Grau getaucht. Ein starker Wind rauscht durch die Palmenwipfel der kleinen Oase. Nur ab und an bricht ein Sonnenstrahl durch die dunkle Wolkendecke und wirft scharfkantige Schatten in eine diffuse Landschaft. Dünenkämme treten kurz wie gemeißelt hervor, um wenig später erneut im trüben Dunst zu verwischen. Ich sitze mit freiem Oberkörper vor meinem Zelt. Der Schweiß trägt im Wind ein wenig zur Kühlung bei. Ich könnte ununterbrochen Wasser saufen wie ein Kamel, unterlasse es jedoch, um nicht zu viele Salze und Mineralien zu verlieren, die ich hier so schnell nicht ergänzen kann.

Heute Morgen unternahm ich einen Spaziergang durch die verwilderten Gärten der Oase. An einigen Stellen entdeckte ich Hufabdrücke mehrerer Gazellen. Die scheuen Tiere nähern sich nur des Nachts, um ungestört, unbeobachtet zu trinken. Sie gelten

den Bewohnern der Wüste als Leckerbissen. Den Nachmittag verbringe ich dösend, schwitzend, Fliegen verscheuchend. Unterdessen nehmen die Wolken zu. Der Wind weht noch heftiger. Feiner Sandstaub wirbelt um mich herum und verdichtet sich zu Wolken. Ich will nicht länger warten, packe die letzten Leinwände, Farben, Wasser und Pinsel in meinen Rucksack und binde den Check fest um meinen Kopf, bedecke Nase und Mund und mache mich auf den Weg, hinaus in das vom Sturm durchrüttelte Dünenmeer. Der Wind peitscht die Sandwogen flach über die Dünen. Im Nu werde ich eingesandet und passe mich farblich der Umgebung an. In einer Senke beginne ich zu malen. Atmen und sehen fällt mir schwer. Trotz des pfeifenden Windes stelle ich die Kamera auf, grabe das Stativ ein, damit es den Böen standhält. Ich kämpfe mit der flatternden Leinwand. Plötzlich tauchen zwei berittene Araber aus der Sandwand auf, ganz in schwarz gehüllt preschen sie heran. Direkt auf mich zu. Mir stockt der Atem. Ihre Köpfe von Tüchern ver mummt, blicken nur die Augen durch einen schmalen Sehschlitz. Einer reitet einen weißen Araberhengst, der andere einen braunen. Kurz vor mir zügel sie hart ihre Pferde und kommen



Tagelang ist der Himmel von düsteren Wolken durchzogen, welche die Sandwüste in ein gespenstisches Licht tauchen.

zum Stehen. Verwundert blicken sie auf die Leinwände, auf mich und reden Worte, die ich nicht verstehe. Ich gehe auf sie zu, reiche Ihnen meine Hand zum Gruß und stelle klar, ich sei Kara Ben Nemsi, um ihnen erst einmal Respekt einzufußeln. Sie blicken auf mich herab. Eine Weile passiert nichts. Ich lächele tapfer. Dann steigt einer der beiden Wüstensöhne ab, reicht mir die Hand.

Nemsi. Zurück bei den beiden vermummten, lachenden Arabern, springe ich begeistert aus dem Sattel. Auch sie haben ihren Spaß, so scheint es. Ich laufe zu meiner Tasche, nehme meinen Fotoapparat heraus und drücke ihn dem einen der beiden in die Hand. Ich versuche ihm klar zu machen, dass mir sonst vermutlich niemand glauben wird.

Er versteht, nickt mir zu. Ich steige erneut auf sein Pferd. So galoppieren der Maure und ich durch den Sturm, während der andere Fotos schießt. Nach einer Weile gebe ich ihm sein edles Tier zurück, bedanke mich für die nette Abwechslung und knie mich wieder voller Schaffensdrang über meine Bilder. Der Wind pfeift nun gewaltig. Auf meinen Bildern haben sich schon während unseres Ritts kleine Sanddünen aufgebaut. Dann taucht am Horizont, als wäre dieses Erlebnis nicht schon genug, eine Karawane auf. Langsam, mit gebeugten Häuptern gegen den Sturm, die Gesichter in ihren Chechs vermummt, kämpfen sich die Kamelreiter der Oase entgegen. Ich winke ihnen freundlich zu. Nun wird es auch für mich Zeit, meine Leinwände einzurollen. Der Himmel verdüstert sich zusehends. Kamelreiter tauchen schemenhaft zwischen den Dünen auf. Mein Kompass spielt in diesem Sturm verrückt. Die Nadel dreht sich im Kreis. So blicke ich in die Richtung, in der ich die Karawane zuletzt bemerkt hat-

te, und richtig, dort erahne ich gerade noch die dunkelgrünen Wipfel der von Palmen umstandenen Oase.

Zurück in meinem Berberzelt, schüttele ich meine Stiefel aus und klopfte meine Kleidung ab. Unmengen von Sand rieseln heraus. Orangefarbener, weicher, feiner Sand, der sich fast seiden anfühlt. Dies also sind meine letzten Leinwände, die ich im Grand Erg Oriental, in der tunesischen Sahara bemalte. Nun ist mein Material erschöpft. Aber was für ein großartiges Schauspiel durfte ich hier noch erleben. Ich werde die

Oase in den frühen Morgenstunden verlassen. Der Sturm tobt noch die ganze Nacht hindurch, aber die Temperaturen kühlen merklich ab. So liege ich noch lange wach und lausche dem pfeifenden Tosen in der Wüste und presche in Gedanken über Dünen.

Wenn Du einem Fremden begegnest, reiche ihm die Hand. Manchmal wird Freundschaft daraus.



Er drückt mir zu meiner Verwunderung die Zügel seines Pferdes in die Hand und nickt mir aufmunternd zu. Ich nicke kurz, schwinde mich in den Sattel und nehme die Zügel in die rechte Hand. Der Hengst lässt sich leicht mit knapper Handbewegung lenken. Die beiden lachen und bestärken mich durch Gesten darin loszureiten. Begeistert gebe ich dem Hengst die nicht vorhandenen Sporen und mache einen Satz nach vorn. Das Pferd rennt los. Schneller als der Sturm, so empfinde ich es, jage ich über die Dünen, schwenke nach rechts, das Pferd prescht vor, springt über eine Dünenkuppe, ich falle beinahe aus dem Sattel. Was für ein Erlebnis, so mitten aus dem Nichts heraus. Jetzt fühle ich mich tatsächlich wie Kara Ben



LE GRAND CHOTT  
2009  
110 x 200 cm



Während meine Bilder in der Sonne trocknen, schreibe ich ein paar Zeilen in mein Tagebuch. Ereignisse, Begegnungen und Gedanken. Der kleine Fennek wurde von einem Berber verletzt in der Wüste gefunden und gesund gepflegt. Hier leistet er mir für kurze Zeit Gesellschaft beim Schreiben.

Nefta, Tunesien  
17. Oktober 2009

Jede Reise in die Wüste ist immer auch eine Reise zu sich selbst. Die Geräuschlosigkeit und die endlose Weite öffnen das Tor zur Innenwelt und lassen Gedanken an die Oberfläche des Bewusstseins aufsteigen, die zu innerer Ruhe und Klarheit, im besten Falle zur Erkenntnis führen können. Die Leere entfaltet Raum für Ungehörtes, Ungedachtes, Ungemaltes. Der Prozess des Malens in dieser breiten Stille steigert diesen Zustand noch durch das Verblenden der Gedanken, sodass der Akt des Malens einer Meditation gleichkommt, einem gedankenlosen Nachsinnen über die Existenz allen Seins. Wenn das Schleifen des Pinsels über die Leinwand das einzige Geräusch ist, das ich wahrnehme, und das entstehende Bild auf der Leinwand sich den Strukturen der Umgebung angleicht, zerfließt die Zeit in die Unendlichkeit und hat keine Bedeutung mehr. So kostbar wie Wasser sind diese Augenblicke der inneren Einkehr, die den Blick auf das Elementare lenken. Ich empfinde sie wie ein Lächeln der Schöpfung.



Nefta

17. Oktober 2009

Jede Reise in die Wüste ist immer auch eine Reise zu sich selbst. Die Geräuschlosigkeit und die endlose Weite öffnen das Tor zur Innenwelt und lassen Gedanken an die Oberfläche des Bewusstseins aufsteigen, die zu innerer Ruhe und Klarheit, im besten Falle zur Erkenntnis führen können. Die Leere entfaltet Raum für Ungehörtes, Ungedachtes, Ungemaltes. Der Prozess des Malens in dieser breiten Stille steigert diesen Zustand noch durch das Verblenden der Gedanken, sodass der Akt des Malens einer Meditation gleichkommt, einem gedankenlosen Nachsinnen über die Existenz allen Seins. Wenn das Schleifen des Pinsels über die Leinwand das einzige Geräusch ist, das ich wahrnehme und das entstehende Bild auf der Leinwand sich den Strukturen der Umgebung angleicht, zerfließt die Zeit in die Unendlichkeit und hat keine Bedeutung mehr. So kostbar wie Wasser sind diese Augenblicke der inneren Einkehr, die den Blick auf das Elementare lenken. Ich empfinde sie wie ein Lächeln der Schöpfung.

# 22 HERAKLIT



Südlich der Oase Ksar Ghilane male ich an einem großen Bild. Später kaufte es ein Scheich für eine seiner acht Wohnungen.

Tunesien, Sahara  
22. Juni 2009

Der Sandsturm fegt nun schon seit zwei Tagen über mein Zelt hinweg. Die Sandkörner fliegen in Wolkenböen im Rhythmus des peitschenden Windes über die Dünen, bleiben liegen, werden erneut aufgewirbelt. Die Luft ist erfüllt von Staub, die Sicht von Sandschwaden verschleiert.

Gestern malte ich im Sandsturm. Die Leinwände flatterten im windzerzausten Dünenmeer. Wasser und Farbfetzen riss der Wind mit sich fort in die Unendlichkeit der horizontlosen Weite. Es war ein Beben und Fauchen, Heulen und Zerren. Lachend, unter Mund und Nase fest umschlungenem Tuch, stand ich mittendrin. Der Wind malte Sturm und ich hielt ihm die Leinwand.

Heute liege ich im Zelt und sinniere über Heraklit. Πάντα χωρεῖ και οὐδὲν μένει. „Alles bewegt sich fort und nichts bleibt“, sagte Heraklit und meinte damit, indem er das Sein mit einem Fluss verglich, wir können nicht zweimal in denselben Fluss steigen, denn wenn wir zum zweiten Mal in das fließende Wasser steigen, hat sich der Fluss längst verändert und wir auch. Wir unterliegen einer ständigen Veränderung von Werden und Vergehen, wie alles im gesamten Kosmos. So wie die Sandkörner nicht die gleichen sind, welche gestern an meiner Nase vorbeiflogen und auf meinem Bild Station machten. Platon formulierte es so: „Alles fließt und nichts bleibt; es gibt nur

ein ewiges Werden und Wandeln.“ Demzufolge werde ich nie zweimal das gleiche Bild malen, selbst wenn ich es wollte. Jeder Pinselstrich ist einmalig, jedes Bild einzigartig. Das gilt für die im Sturm gemalten Bildern ganz besonders.

Während ich im Zelt diese Zeilen notiere, nehme ich eine Bewegung aus den Augenwinkeln wahr. Eine Rennmaus huscht vorüber, und ich überlege, ob es wohl dieselbe von gestern ist, um dann zu schließen: So oder so – sie ist es und sie ist es nicht und nenne sie Heraklit.

Zauber der Wüste.



TUNESIA, 2009, 130 x 190 cm



Sand rieselt die Dünen herab. Unbeachtet vom Weltgeschehen bildet sich diese Urlandschaft ununterbrochen neu und scheint doch ihr Antlitz nicht zu verändern.

Tunesien  
19. Juni 2009

Ich grabe im Sand und finde Sand. Ich lasse ihn durch meine Finger rieseln. Mit jedem Sandkorn fließt ein Quäntchen Zeit mit hindurch. Ich nehme mir Zeit zum Sandrieseln. Welch unnütze Tätigkeit in der Wüste. Aber ich fühle mich gut dabei und nehme noch eine Handvoll. Wind weht seicht über die Sandoberfläche, sodass die Körnchen nicht senkrecht hinunterfallen, sondern ein Stückchen vom Wind mitgetragen werden. Eine kleine Sanddüne entsteht, und ich sehe zu, wie sie der Wind wieder abträgt. Herrlich. Süßes, sorgenfreies Nichtstun. Ich bin nicht traurig, dass meine kleine Düne fast so schnell wieder verschwindet, wie sie entstand. Es ist ein bisschen so, wie das Strandburgen bauen und das nicht

denkende Vergnügen zu beobachten, wie die steigende Flut die Burg erobert. Es ist der Augenblick, wenn die erste Welle die letzte handgeklopfte Bastion der einst mächtigen Burgmauern überschwemmt. Die ganze Arbeit für einen Moment der Zerstörung. Als ob die Kräfte der Natur ihre eigene Ordnung wiederherstellen wollen. Ich lasse meinen Blick schweifen, die Linie des Horizonts entlang. Die Natur formt sich immer wieder neu, nach immer denselben physikalischen Gesetzen. Tektonische Platten driften aufeinander zu, drücken und schieben, falten ein Gebirge auf, hart gepresster Stein aus zig Kilometertiefe. Die zerklüfteten Berge werden durch Erosion wieder abgetragen. Aus Granit wird Sand. Und der Wind pustet ihn zu Dünen zusammen. Und der Mensch? Auch der Mensch kann Gebirge abtragen, Flächen planieren,



DAS GLÜCK DER WEITE, 2009, 100 x 180 cm

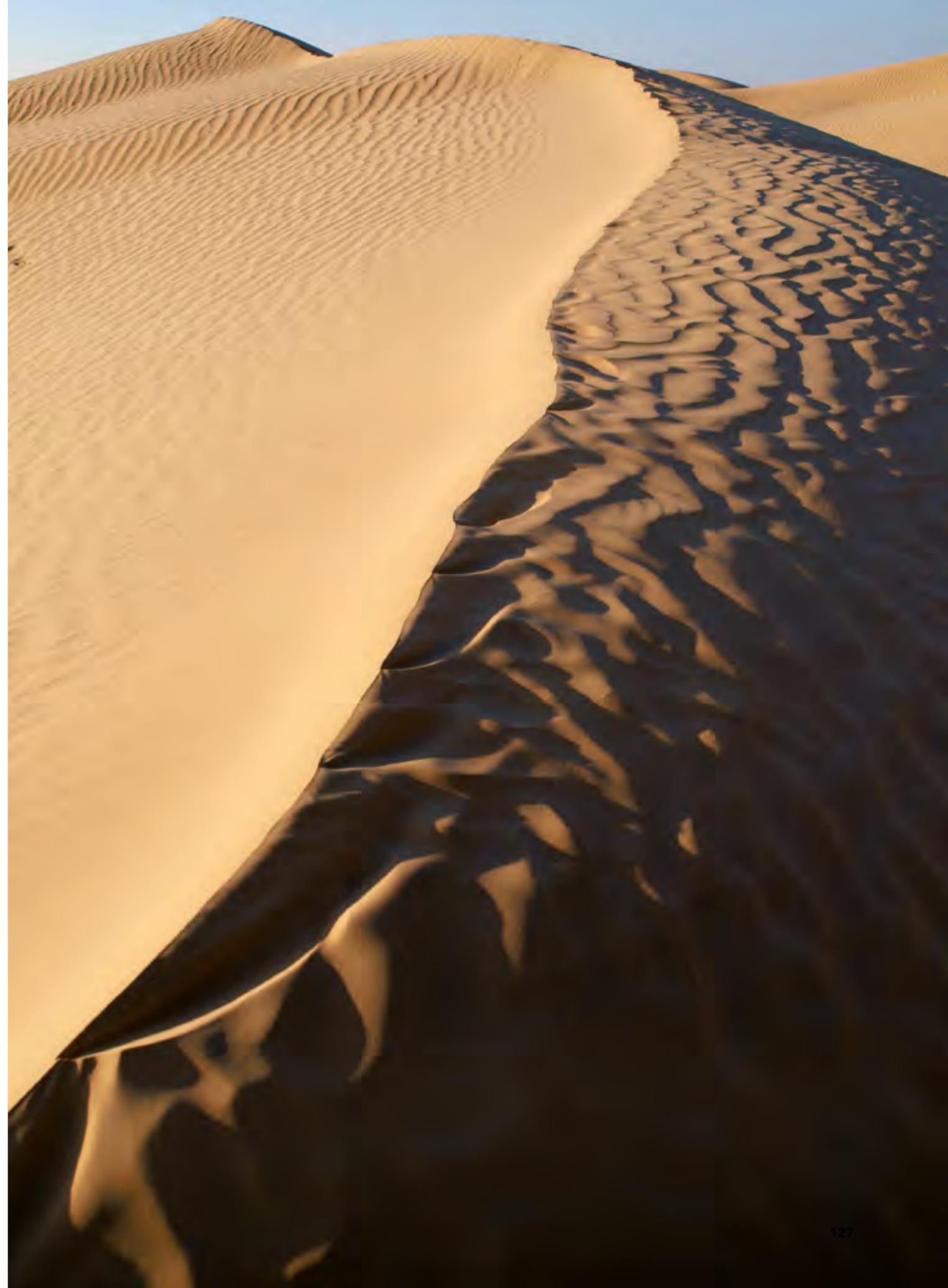
Sandburgen bauen. Doch ist er und mit ihm sein Wille hinfort, spielt die Natur ihr ewig gleiches Spiel. Weil dies so ist und die Lebensdauer eines Menschen begrenzt ist, neigt er dazu, etwas erschaffen zu wollen, was Bestand hat, was sein Verschwinden überdauert. Und so schafft er und tut und macht und verkrampft. Doch ist der Mensch in der Wüste, wird ihm bewusst, dass nichts, was er erschuf, Bestand haben wird und statt zu resignieren, erkennt er, dass auch nichts wirklich wichtig ist. Der Bau einer

Brücke, damit mehr Menschen schneller von A nach B kommen, ist hier unwichtig. Hetze ist unwichtig. Zeitsparen ist unwichtig. Auch das Anhäufen einer Privatdüne ist nicht wirklich sinnvoll. Aber es beruhigt ungemein. Und plötzlich wird mir klar, dass mit jedem rieselnden Sandkorn ein bisschen Ruhe in mich eingekehrt ist, bis ich mich völlig ausgeglichen fühle. Und so erkenne ich, dass Sandrieseln eine sinnvolle Tätigkeit sein kann, wie das Harken eines Zen-Gartens.

Es sind nicht nur die Sandkörner, die für innere Ruhe sorgen. Es sind auch die sanften Linien und Formen der Sanddünen.



Es ist ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass die Wüste alle Spuren der Zeit verweht und durch Schönheit ersetzt.



Tunesien  
24. Juni 2009

Ich denke über August Macke, Paul Klee und Louis Moilliet nach und frage mich, was sie wohl auf ihrer Tunesienreise 1914 für sich entdeckt haben. Man spricht von ihrem Schaffensrausch, einem Wandel in der Farbauffassung, dem Licht und den klaren reinen Farben, von denen sie fasziniert waren und von Klees Anspruch, dass er sich, bestärkt durch diese Reise, nun ganz als Maler verstehe. Nun blicke ich auf meine Tunesienbilder und frage mich, was es bei mir ist, das meine Begeisterung entfacht, meine Sehnsucht und Leidenschaft weckt. Ist es die Natur, die Wüste, der fast seidenfeine Sand? Das Arbeiten mit diesem Material in einer Landschaft, wo alles so ist, wie vor Millionen von Jahren? Ist es die Faszination, welche von den landschaftlichen Strukturen ausgeht, im Großen wie im Detail – nur von Wind und Sonne geformt. Bin ich Landschaftsmaler, der inmitten der Landschaft kniet, mit ihr und durch sie diese Strukturbilder erschafft? In jedem Fall doch ein Maler, der auf der Suche nach der unberechenbaren Kraft der Sandstürme, der glühenden Hitze und der zerberstenden Erosion ist, nach den Urkräften, die ständig neue Formen erschaffen, die unendlich kreativ, immer in Bewegung, ohne Stillstand, Ewiges umformen, Antrieb sind von Werden und Vergehen.

Je mehr ich in der Wüste unterwegs bin, desto mehr wird mir bewusst, dass alles, auch wir Lebewesen – Pflanzen, Tiere, Menschen – Teile eines Ganzen sind. Zusammen funktionieren wir, im Wechselspiel der Kräfte. Doch wird ein Teil zu mächtig, wird wieder umgeformt. Wie ein Berg, der einst von unbändiger Kraft in die Höhe gedrückt wurde, im Laufe der Zeit doch wieder zu Sand zerschliffen wird. Selbst wir Menschen sind nur Spielfiguren auf dem

Brett des physikalischen Spiels der Kräfte. Vielleicht aus diesem Bewusstsein heraus sind es bei mir auch, aber eben nicht nur das reine Licht, die klaren Farben und Formen, die mir hier in Nordafrika und vor allem in der Wüste begegnen. Es sind die Urkräfte, welche diesen Planeten antreiben, welche sich hier deutlicher, klarer und reiner zu zeigen scheinen als irgendwo sonst auf der Erde. Sie sind es, die mich entflammen, in ihren Bann ziehen, die ich erleben will und in deren Sog ich malen will, bis ich mich eines Tages zum Kern ihres Wesens vorgemalt habe.



AGAPE, 2013, 50 x 50 cm



FALVI, 2014, 50 x 50 cm



Was gibt es Großartigeres, als bei 48°C auf einer brüchigen Salzkruste zu stehen und zu malen?

Tunesien  
19. September 2012

Antoni Tàpies hat einmal gesagt, Malerei kann alles sein. Sie kann ein Sonnenfleck sein mitten in einem Windstoß. Sie kann eine Gewitterwolke sein. Sie kann der Schritt eines Menschen auf dem Weg ins Leben sein. Oder ein Aufstampfen mit dem Fuß, ein sanfter Morgenhaut voller Hoffnungen oder ein scharfer Luftzug aus einem Gefängnis ... Für mich wäre es der peitschende Sandsturm im Gesicht, das tiefe Blubbern eines Kamels an meiner Seite, der erhabene Anblick unberührter Weite ...

Erwartungen an die Malerei beim Betrachten eines Bildes sind bei jedem unterschiedlich und basieren auf individuel-

len Empfindungen, Vorkenntnissen zum Werk, Stimmungen, Prinzipien oder auch Engstirnigkeit, Vorurteilen und Unwissenheit ... Malerei kann viel mehr sein als nur Abbildung, Wiedergabe, handwerkliche Leistung oder Protest. Kunst und insbesondere die Malerei kann ebenso Quelle der Erkenntnis sein wie die Philosophie oder Naturwissenschaft. Wenn ich Tàpies Bilder betrachte, sehe ich nicht so sehr den mechanischen, ungeordneten, von Gedanken befreiten Gestus eines informellen Malaktes, als vielmehr eine Idee des Künstlers, einen geistigen Anstoß, eine Suggestion, die sich auf das Leben bezieht. Auch wenn vieles im Dunkeln bleibt und der Weg des Betrachters zum Werk fast ebenso lang ist wie der des Künstlers, so ist gerade das scheinbar Verschlussene und Unerklärliche ein Schlüssel zur Selbstreflektion des Betrach-



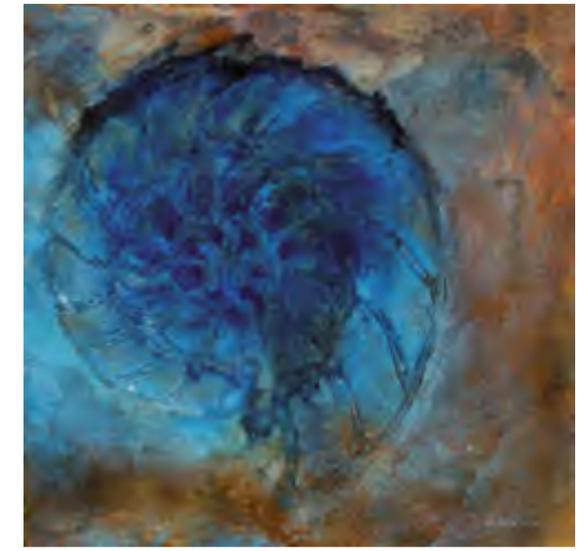
ters. Aber wer nimmt sich schon die Zeit, die Botschaft eines Bildes zu ergründen? Selten sehe ich Menschen lange vor einem Kunstwerk stehen. Meistens rennen die Betrachter mit der kurz gebundenen Einschätzung: „Gefällt mir, gefällt mir nicht...“ durch die Ausstellungen. Keine Zeit, Selbstschutz vor dem Übermaß an Sinnesüberlastungen unserer Zeit. Informations- und Bilderflut, undurchdringliche Wälder von sirenenhaft lockender Technik, virtuelle Wunder der zeitvernichtenden Bildschirmglückseligkeit, Lärm, Zeitdruck, Stress, Verwirrung. Die Fähigkeit zur Kontemplation ist dem Betrachter – ist vielen von uns – abhanden gekommen.

Aus diesem Grund stehe ich hier in der Wüste und betrachte den zarten Zauber der abendlichen blauen Stunde, die tropfende blaue Farbe, sehe hinaus in die Unendlichkeit des glitzernden Funkelns der Sterne, male im Mondlicht. Mein Herz schlägt ruhig, ich fühle mich ausgeglichen, entspannt und höre nur mein Atmen, trinke einen Schluck Wasser, spüre einen leichten Windhauch auf meinem Gesicht, der Pinsel kratzt über die Leinwand und ich denke bei mir: Tàpies hat Recht. Malerei ist viel mehr als das, was der Betrachter sieht, wenn er ein Bild anschaut. Und malen? Malen heißt leben!

Die blaue Stunde.  
Das blendend grelle  
Licht des Tages  
weicht zarten und  
sanften Farbtönen.  
Balsam für alle  
Sinne.



**ALAUN**, 2014, 50 x 50 cm



**AMMON**, 2004, 80 x 80 cm



**SAMBESI**, 2013, 80 x 80 cm



**WATANE**, 2012, 100 x 100 cm

# 26 DIE KARAWANE



Grand Erg Oriental, Tunesien  
13. März 2014

Die Berber haben Schwierigkeiten, die Trabi-Haube am Kamel zu befestigen. Seit Tagen stürmt es. Heute Nacht goss es sogar in Strömen. Regen in der Wüste! Mein Zelt wurde arg gebeutelt, hin- und hergerüttelt. Der Wind zerzte und schüttelte es, heulte und schnaubte. Hinter meiner dünnwandigen Behausung türmte der Sturm über Nacht eine neue Sanddüne auf. Dort, wo ich gestern Abend die Zeltnägel in den Sand getrieben habe, befindet sich nun ein Sandwall, in dem die Spanschnüre verschwinden.

Der Himmel am Morgen ist graubraun eingefärbt von dunklen Sandmassen, die der Wind mit sich führt. Meine Begleiter haben Schwierigkeiten, ein Feuer zu entzünden. Selbst hinter dem spärlichen Buschwerk, wo die Beduinen Schutz suchen, fegt ihnen der Wind den feinkörnigen Sand um die Ohren. Letztendlich gelingt es ihnen. Regentropfen zischen auf dem heißen Teekessel. Ein kurzes Frühstück im



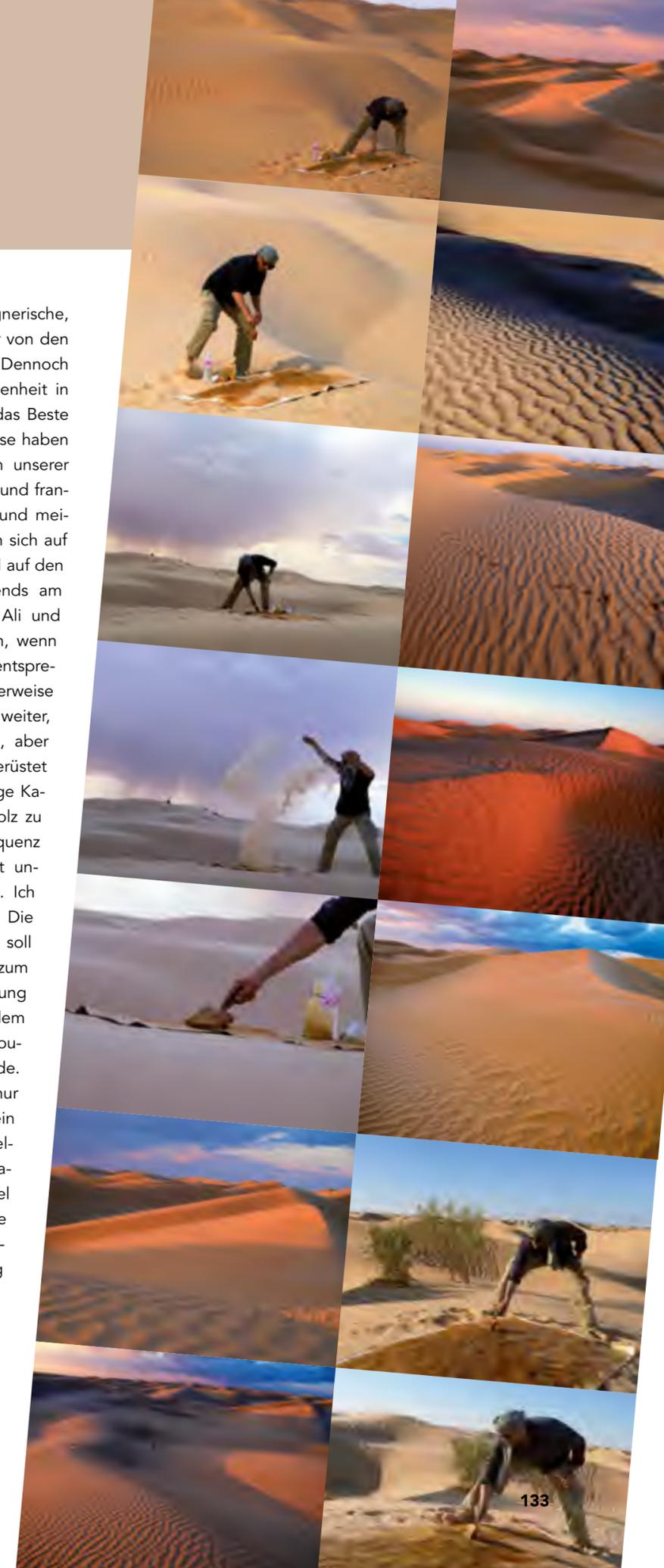
Sturm, und es geht ans Beladen der Kamele. Sandverweht, zerzaust blicken uns die Tiere geduldig mit sandigen Tränenläufen unter den großen Augen an und lauschen den Flüchen der Berber, die gegen den Wind kämpfend versuchen, die Trabi-Haube auf dem Rücken eines Kamels zu verzurren. Dabei bäumt sich die Haube ab und an wie ein Segel auf, wenn der Wind es zu fassen kriegt. Endlich geht es los, hinein ins windzerzauste Dünenmeer. Selbst die Chechs, die wir uns um Kopf, Nase und Mund gebunden haben, als Schutz vor dem Sandstaub, halten den Sand nicht auf. Er ist überall, in unseren Ohren, Nasen und Augen, knirscht zwischen den Zähnen und klebt uns überall am Körper. Es gibt keinen wirksamen Schutz. Wozu auch. Schon meine

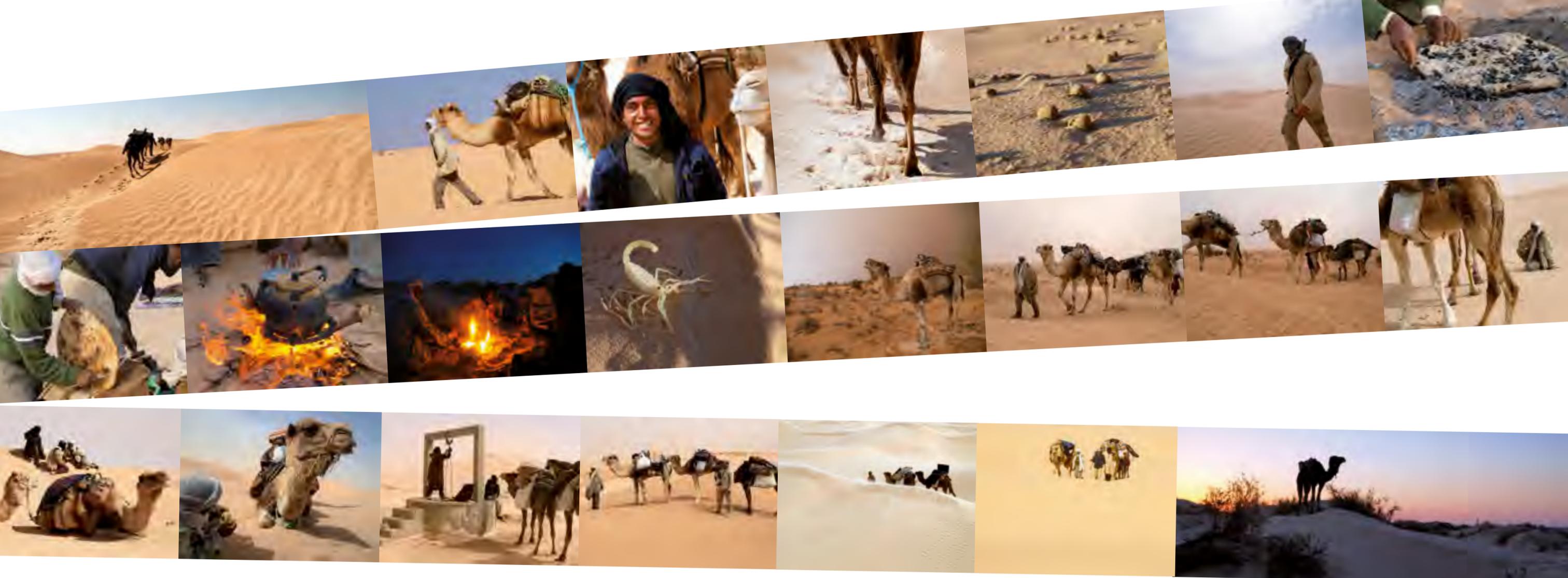
Großmutter sagte zu mir, als ich noch ein kleiner Junge war: Sand reinigt den Magen. Hoffentlich haben wir dadurch nicht zu viel Übergepäck, wenn wir den Heimflug antreten. Neben den Söhnen der Wüste begleitet mich auf dieser Reise mein 17-jähriger Neffe. Er soll die Reise fotografisch dokumentieren und tauscht nun seine Computerspiele für kurze Zeit ein ge-

Ali, der Anführer unserer kleinen Karawane ist ein stolzer und ernster Mann. Er ist sich der Verantwortung seiner Aufgabe wohl bewusst. Sie spiegelt sich in seiner Haltung und in jeder seiner Gesten wider. Vor uns liegt ein langer Weg.

Im Rausch der Wüstenfarben. Am liebsten male ich in den späten Nachmittagsstunden, wenn die Schatten länger werden und die sinkende Sonne die Farbe zurück bringt.

gen einen Marsch durch eine regnerische, sandige Wüste. Sagen wir, er war von den Umständen der Reise überrascht. Dennoch fügt er sich mit stoischer Gelassenheit in die Bedingungen und versucht, das Beste daraus zu machen. Auf dieser Reise haben wir sogar einen Dolmetscher an unserer Seite. Mohamed spricht englisch und französisch und wird zum neuen Freund meines Neffen. Die beiden verstehen sich auf Anhieb und reden und lachen viel auf den langen Tagesmärschen und abends am Lagerfeuer. Unsere Kamelführer Ali und Khalif müssen oft auf uns warten, wenn sie dem Rhythmus der Kamele entsprechend weit vorausziehen. Normalerweise zieht die Karawane ungerührt weiter, wer zurück bleibt, bleibt zurück, aber wir haben diese Karawane ausgerüstet und bezahlt, so dass der wortkarge Karawanenführer abschätzig und stolz zu unserer gemächlichen Schrittfrequenz schweigt. Diesmal sind wir nicht unterwegs, um Strecke zu machen. Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen: Die Bemalung einer Trabi-Haube. Sie soll an einer Ausstellung teilnehmen zum 25. Jahrestag der Wiedervereinigung Deutschlands, dem Tag also, an dem die Deutsche Demokratische Republik in die Wüste geschickt wurde. Mit der DDR verschwand nicht nur ein Stück deutscher Geschichte, ein ganzer Staat löste sich auf. Die Weltanschauung einer ganzen Generation im Osten Deutschlands zerfiel zu Staub in enorm kurzer Zeit. Die Maueröffnung war das unübersehbare Startsignal. Von diesem Tag an gab es kein Halten mehr. Ich studierte zu diesem Zeitpunkt Archäologie in Hamburg, beschäftigte mich mit den Überresten vergangener Kulturen und Reiche. Nun wurde ich selbst Zeuge der Verschmelzung zweier Re-





publiken im eigenen Land. Ein Ereignis, das ich lange herbeigesehnt hatte und somit nie vergessen werde. Pure Emotionen, Gefühle der Euphorie, Begeisterung und Neugier durchströmten mich damals, und nun bin ich unterwegs in der Sahara, um eine Trabi-Haube zu bemalen und dieser Tagen zu gedenken.

Jeden Nachmittag, sobald die Kamele entladen waren, begeben sich mit der Kühlerhaube und meinen Farben auf die höchste Düne der Umgebung, halte inne und blicke lange in die Weite, bis ich innerlich völlig entspannt inmitten des stürmischen Chaos meine Farben auspacke und meinen außergewöhnlichen Bildträger in den Sand drücke. Der Wind malt mit, während ich die Farben auf die Fläche pinsle. Er pustet den feinen Sand über die Oberfläche und schafft so Strukturen, wie ich sie mit einem Pinsel niemals erschaffen

könnte. Nach jeder Farbsandschicht warte ich geduldig, bis die Fläche getrocknet ist. Dann beginne ich die nächste. Heute jedoch regnet es. Bei Regen habe ich vorher noch nicht gemalt. Es ist nicht einfach, im Regen mit Wasserfarben zu malen und sich nicht über die Zerstörung beziehungsweise Veränderung des Gemalten durch die prasselnden Regentropfen zu ärgern. Ich male, beobachte, male. Ich muss geduldig sein, darf nicht zu früh eingreifen, aber auch nicht erst, wenn der Regen die ganze Farbe wieder abgewaschen hat. So werfe ich intuitiv die schützende Leinwand über dir Haube, als ein Zustand erreicht ist, der mir gut gefällt. Ich bin gespannt, wie die getrocknete Oberfläche später aussehen wird. Manchmal, wenn wir weiterziehen und die Farbe noch nicht vollständig getrocknet ist, hinterlassen die Schnüre oder das raue Tuch Spuren in der feuchten Farbschicht.

Aber auch diese Abdrücke, ebenso wie

Ein strammer Marsch führt uns durch den Sandozean. Wir ziehen von Brunnen zu Brunnen, essen im Sand gebackenes Brot und abends am Lagerfeuer lauschen wir den Geschichten der Wüste.

Die Begegnung mit einem giftigen Dickschwanzskorpion geht für beide Seiten glimpflich aus.

die Fußstapfen des Skarabäus, der gestern über die frisch bemalte Haube krabbelte, sind Zeichen der weiten Reise durch die Sahara, welche die Trabi-Haube mit mir durchlebt und durchleidet: Sonnenbrand und Regenschliff, sturmzerzaust und festgezurr. Der Trabi-Haube bleibt nichts erspart. Immerhin darf das Kunstobjekt auf dem Kamel reiten und durchzieht das Sanddünenmeer in zwei Meter Höhe.

Heute Abend gibt es Sandsuppe. Dazu im Sand, in der Glut der verbrannten Holzäste gebackenes Brot aus Mehl, Salz und Wasser. Es knirscht gewaltig, tut aber gut, nach langem Marsch. Heute Mittag rasteten wir kurz bei einer Quelle, die mithilfe von Solarenergie betriebene Pumpe brachte kühles, klares Wasser ans Tageslicht. Es hatte einen ungewohnt weichen Geschmack. Wasser bekommt in der Wüste einen ganz anderen Stellenwert. Es bedeutet Leben, und der Trinkende spürt die eigene

Dankbarkeit mit jedem Schluck über dieses Geschenk. Die Kamele hingegen scheinen nicht zu genießen. Sie saufen das Wasser literweise ohne erkennbaren Genuss, aber immerhin mit Leidenschaft.

Während Khalif den Kamelen die Vorderbeine mit einem kurzen Strick zusammenbindet, sitze ich im Sand und unterhalte mich mit meinem Neffen, während er plötzlich auf zwei dicke Bohnen zeigt, die sich auf uns zu bewegen mit winzigen dünnen Beinchen. Es sind verhältnismäßig riesige Zecken, die sich an den Kamelen satt gesogen haben und nun auf dem Weg zum nächsten Busch sind. Wir kommen zu dem Schluss, dass es doch gar nicht so verkehrt war, neben den Kamelen herzugehen, anstatt auf ihnen zu reiten und freuen uns mit den Kamelen, dass sie ihre Plagegeister nun erst einmal los sind.

Am nächsten Morgen, als wir unse-



CHALIF, 2014, 90 x 200 cm



DUNES, 2014, 90 x 150 cm



Endlos erscheint der Weg durch das wogende Sandmeer.

re Zelte abbauen, fällt ein kleiner Dick-schwanz-Skorpion aus dem Zeltstoff in den Sand und begibt sich zielstrebig aus der Gefahrenzone der Menschenfüße. Diese Art von Skorpionen kommt recht häufig vor in Nordafrika. Diese Spezies ist hochgiftig und jedes Jahr für den Tod einiger Menschen in diesen Regionen verantwortlich. Wir rücken ihn für ein Abschiedsfoto in Position, er reckt uns bedrohlich seinen Schwanzstachel entgegen und öffnet angsteinflößend seine Scheren. Klick, das Foto ist im Kasten, und der Skorpion gräbt

sich umgehend in den Sand ein. Glück gehabt. Beide. Das Zelt wird von uns noch einmal gründlich abgeklopft und in der Tasche verstaut. Früher schlief ich immer im Sand oder auf einer Matte unter dem grandiosen Sternenhimmel, wie die Nomaden es auch tun. Mittlerweile haben mir Begegnungen mit Schlangen und Skorpionen nahegelegt, stets ein kleines Zelt mitzuführen und in festem Schuhwerk zu laufen.

Aufbruch. Die Karawane zieht weiter. In immer gleichem Tempo staksen die Kamele

geschmeidig durch die Dünen. Der Wind peitscht Sandmassen gegen uns. Gesichter und Körper verummmt, ziehen wir durch ein wogendes Sandmeer. Die Bewegung der flach über den Boden getriebenen Sand-schwaden lässt uns an einen Marsch durch einen Ozean denken. Unsere Kameltreiber gehen barfuß neben ihren Tieren durch die Wüste. Ein lebenslanges Nebenhergehen hat ihre Schrittgeschwindigkeit an jene der Wüstenschiffe angepasst. Sie sind zu einer wandernden Einheit verschmolzen und gleiten durch die Sanddünen in einer unbewusst eingeschlagenen Ideallinie. Wir hingegen bleiben langsam zurück, jeder hängt seinen Gedanken nach. Dann ist es passiert.

Die Karawane ist davongeeilt, die Sicht durch die Sandböen beträgt kaum 20 Meter, dahinter eine dichte Wand aus graubraunem Staub in der die Karawane von uns unbeachtet verschwand. Ihre Spuren sind bereits verweht. Was nun? Wir suchen vergeblich nach Trittspuren und Fußabdrücken. Die Tiere hinterlassen fast runde, flache Fußabdrücke, die bei starkem Wind schnell verwehen. Auf den Kompass ist in

diesem Sturm kein Verlass. Die Wasservorräte hängen gut verzurrt an den Kamelen. Wenigstens brennt die Sonne nicht erbarmungslos auf uns herab. Einige Zeit irren wir umher. Doch dann kommt uns ein glücklicher Umstand zu Hilfe. Die frischen Kamelknödel unserer Lasttiere weisen uns die Richtung.

Sie werden nicht so schnell zugeweht wie die Fußspuren. Nun halten wir Ausschau nach kleinen Haufen runder Bälle und versuchen uns vorzustellen, wie wir gehen würden durch die Dünenlandschaft, wenn wir die Kamele auf einer idealen Linie führen müssten, um große Steigungen und steile Abhänge vermeiden. Nach endlos langer Zeit, so erscheint es uns, erkennen wir die Umriss eines alten verfallenen Gemäuers. Daneben steht eine alte, krumme windzer-auste Tamariske. Hier finden wir zumindest für kurze Zeit einen kargen Schutz gegen den Sandsturm. Nicht nur das: Kauern dort nicht unsere Kamele im Windschatten des Sturms? Ja, sie sind es. Glück gehabt. Die Kameltreiber liegen zusammengekauert neben ihren Tieren. Als wir uns erschöpft in den Sand fallen lassen, betrachten sie uns



mürrisch. Vermutlich wegen des schlechten Wetters. Nach fünf Minuten geht es weiter, die Berber treiben uns zur Eile an. Wir haben noch einen langen Weg vor uns. So ziehen wir weiter, achten darauf, die Geschwindigkeit zu halten und die Karawane nicht mehr aus den Augen zu verlieren.



Tage später erreichen wir die Ausläufer der Zivilisation. Ein Wüstendorf am Rande des Grand Erg Oriental, südlich des Chott el Djerids. Wir verabschieden uns von den wortkargen, stolzen, aber letztendlich sympathischen Nomaden. Manchmal versteht man sich auch ohne Worte, vor allem, wenn man die Lebensweise der Nomaden schätzt und anerkennt, dass die Karawane oberste Priorität hat und nicht auf Einzelne wartet. Schließlich wiegt das Leben der Karawane mehr als das eines Einzelnen. Dieses ungeschriebene Gesetz gilt in der Wüste seit Jahrhunderten und wieder einmal wird mir bewusst: Die Wüste verzeiht keine Fehler.



Mein Neffe hat neben der Freundschaft zu Mohamed einen ganzen Rucksack voll von Erlebnissen gesammelt, die er so schnell nicht vergessen wird. Ob es ihn eines Tages zurückzieht in die Wüste, vermag ich nicht zu sagen. Erinnern wird er sich aber – da bin ich sicher – sein Leben lang an die Trabi-Haube, den Regen in der Wüste und an die Karawane.



Der widerspenstigen Zähmung. Die Kameltreiber hatten Schwierigkeiten die Trabi-Haube am Kamel festzuschrauben. Vor allem im Sturm, wollte sie ab und an davonsegeln.



Eine von Wüstenlack überzogene Getränkedose. Der Zivilisationsmüll macht auch vor der Wüste nicht halt.

Douz, Tunesien  
17. September 2012

**D**ouz. In dieser kleinen Oasenstadt am Rande des Grand Erg Oriental war ich schon einige Male zu Gast. Ich habe noch vor Augen, wie im Oktober 2009 große Transparente und Plakate mit dem Konterfei Ben Alis an den Häusern der Wüstenstadt angebracht wurden. Alles wurde feierlich in Rot und Weiß geschmückt. Fähnchen wehten, an langen Seilen hängend über den sandigen Gassen. Heute schreibe ich diese Zeilen nachdenklich am Rande der Stadt. Nicht das Schicksal Ben Alis beschäftigt mich, nicht die Revolution, bei der es im Januar 2011 auch hier in Douz Opfer zu beklagen gab. Ich mache mir über etwas ganz anderes Sorgen. Anlass dazu gab mir eine schwarze Plastiktüte, die mir heute Morgen ins Gesicht flog.

Meine Freude darüber, dass ich mich nach langer Zeit in der Wüste wieder der Zivilisation nähere, wird mit jeder Reise mehr getrübt, denn die ersten Anzeichen für die Nähe einer größeren Ansiedlung sind schwarze Plastiktüten, die vom Wind getragen, sich in weitem Umkreis um eine Siedlung verteilen, an Steinen und Büschen hängenbleiben und wie flatternde Mahnmale und Warnschilder den Karawanen entgegenwinken.

Wir leben in einer Plastikwelt und werden mit Sicherheit in die Geschichte als Generationen der Plastikepoche eingehen. Menschen haben schon immer die Dinge weggeworfen, die für sie wertlos geworden waren, doch im Gegensatz zu früheren Zeiten, in denen der Müll verrottete und seine Bestandteile wieder in den Kreislauf von Werden und Vergehen integriert wurden,



**BAG 1**, 2013, 50 x 50 cm



**BAG 2**, 2013, 50 x 50 cm

bleibt unser Müll erhalten und weht uns noch in 100 Jahren um die Köpfe.

In der Wüste Sinai fiel es mir zum ersten Mal auf. Riesige Müllberge, irgendwo in der Wüste, in der Nähe einer Zufahrtsstraße abgeladen. Meistens, nahe der Tourismus-Orte, nicht weit entfernt vom Meer. Von dort wehen die leichteren Teile, wie anklagende Botschafter menschlichen Fehlverhaltens, hinaus in die Natur der Urlandschaften.

Wie der schwimmende Plastikkontinent im Pazifik, der unter der Oberfläche treibt und vielen Meeresbewohnern zum stillen Grab wird, so entwickelt sich auch das Plastik der Wüste zu einer immer größer werdenden Gefahr für Mensch und Tier. In Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten stößt der Wüstenbewohner immer häufiger auf Kamelkadaver, die unter ihrem Skelett einen bis zu 50 Kilogramm schweren Plastikstein verbergen. Die jungen Kamele fressen neugierig herumwehende Plastikteile. Die unverdaulichen Zivilisationsprodukte sammeln sich an in ihren Mägen, bis sie voll sind und keine Nahrung mehr aufnehmen können. Die Tiere brechen zusammen, bleiben liegen und verenden qualvoll. Neben den Kamelen verenden auch Antilopen, Vögel und Füchse... Die gesamte Fauna ist bedroht.

Bei aller Euphorie, die mich packt, wenn ich in den Wüsten der Welt unterwegs bin und die Schönheit der unberührten Landschaft voller Dankbarkeit betrachte, so ist es mir auch ein Anliegen, auf die Gefahren hinzuweisen, welche dem Leben in diesen abgelegenen Teilen unseres Planeten droht, verursacht durch eine Eigenschaft des Menschen, die in manchen Situationen Schutz bedeutet, in dieser Form aber das Leben auf diesem Planeten insgesamt bedroht: Verdrängung.

So sammle ich auf meinen Reisen die schwarzen Plastiktüten, die mir begegnen, auf und mache aus ihnen Kunst, um auf die Verwüstung der Wüste durch die Zivilisation hinzuweisen, denn am Ende der Nahrungskette steht der Mensch und nimmt den Plastikmüll in seinen Körper auf. Im Blut eines jeden Menschen ist Plastik bereits nachweisbar. Plastik mag unser Leben in vielerlei Hinsicht vereinfachen, bedroht unser Leben jedoch, wie ein unserer Wahrnehmung entzogenes, über unserem Schicksal schwebendes Damoklesschwert, das wir selbst dort aufgehängt haben.



**DEPOLIS**, 2014, 150 x 150 cm



**DEPLAS**, 2014, 150 x 150 cm